

## Sandra Huning, Dortmund, und Tanja Mölders, Hannover

### „Gender“ in der Lehre für die Stadt für morgen: Ein widerspenstiges Konzept?

#### Intro

„Gender“ gilt in Forschung und Lehre gemeinhin als eine Querschnittsdimension, weil Fragen nach Diskriminierungen entlang sozial-kulturell eingebetteter Kategorien wie ‚Geschlecht‘, aber auch Race, ‚Klasse‘, ‚Alter‘ etc. alle gesellschaftlichen Handlungsfelder und damit auch alle wissenschaftlichen Disziplinen berühren. Galt die Geschlechterforschung samt ihrer intersektionalen Erweiterungen lange als Domäne der Sozialwissenschaften, hat an den Universitäten und Hochschulen eine Öffnung für Gender-Themen inzwischen auch in natur- und technikkwissenschaftliche Fächer hinein stattgefunden. Diese spiegelt sich insbesondere in der Lehre, wo Gender Studies-Module – häufig im Wahlbereich – die Studierenden dazu auffordern, gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse zu reflektieren. Dabei sind die paradigmatischen Zugänge, das Problemverständnis sowie die normative Orientierung der Gender Studies weiterhin vor allem sozialwissenschaftlich bestimmt: Postulate wie Objektivität und Wertneutralität werden grundsätzlich in Frage gestellt, die Annahme einer sozialen Konstruktion von Wirklichkeit – nicht nur bezogen auf sicher geglaubte Kategorien wie Geschlecht, sondern auch in Bezug auf z. B. ‚Raum‘ oder ‚Natur‘ – ist denk- und handlungsleitend. Damit werden Lehrveranstaltungen der Gender Studies zu Orten interdisziplinärer Verständigungsarbeit. Und, so zeigen unsere Erfahrungen aus zwei raumbezogenen Studiengängen an den Universitäten Dortmund und Hannover (siehe Kasten), auch zu Orten interdisziplinärer Missverständnisse.

Architektur, Raum- und Stadtplanung nehmen unter den künstlerischen und ingenieurwissenschaftlichen Fächern eine Sonderstellung ein: Bereits seit den späten 1970er Jahren schlug sich hier eine sozialwissenschaftlich orientierte feministische Stadt- und Planungskritik in Forschung, Lehre und der professionellen Praxis nieder. Und tatsächlich haben sich einige der früheren Forderungen so weit in den Disziplinen durchgesetzt, dass sie auch in der Lehre eher unumstritten sind. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass diese Aspekte keineswegs als feministische Errungenschaften, sondern eher – wie z. B. bei der „Stadt der kurzen Wege“ oder dem Thema Barrierefreiheit – als Qualitätskriterien für eine nachhaltige oder altersgerechte etc. Stadtplanung und -gestaltung diskutiert werden. Darüber hinausgehende feministische oder „gendergerechte“ Planungszugänge stoßen hingegen auf Unverständnis, stehen unter besonderem Begründungszwang oder werden gleich ganz als überflüssig angesehen. Inso-

fern verschwindet mit den relativen Erfolgen feministischer Planungsansätze ein Stück weit die Legitimität ihrer Themen. Diese Erkenntnis ist nicht neu und wurde auch schon in den 1990er Jahren diskutiert (z. B. in der Zeitschrift *Frei-Räume* der FOPA Feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen Heft 10, 1998). Post-strukturalistische Wendungen in den Gender Studies und die in deren Folge erhobene Forderung nach Dekonstruktion sind zwar ein Stück weit in Planung und Architektur angekommen, aber in diesen Disziplinen, deren Ziel ausdrücklich die Konstruktion – das Bauen und Gestalten – ist, helfen sie zumindest auf den ersten Blick nicht viel weiter und scheint nicht mehr als eine theoretische Spielerei zu sein.

Sandra Huning unterrichtet an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund im Bachelor-Studiengang Raumplanung regelmäßig die Vorlesung „Raum und Geschlecht“ (mit Übung) (Pflichtveranstaltung im Modul Gesellschaftliche Grundlagen der Planung) und hat in der Vergangenheit auch Vorlesungsseminare zu „Gender Planning“ angeboten. Die Vorlesungsformate begrenzen die Möglichkeiten der Interaktion, so dass sie durch Übungsanteile ergänzt werden.

([www.raumplanung.tu-dortmund.de](http://www.raumplanung.tu-dortmund.de))

Tanja Mölders lehrt an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover in den Bachelorstudiengängen Architektur sowie Landschaftsarchitektur und Umweltplanung und in den Masterstudiengängen Architektur und Städtebau, Landschaftsarchitektur sowie Umweltplanung. Sowohl im Bachelor als auch im Master existiert ein Wahlpflichtmodul zu raumwissenschaftlichen Gender Studies in denen Seminare zu unterschiedlichen Themen angeboten werden.

([www.gender-archland.uni-hannover.de](http://www.gender-archland.uni-hannover.de))

Vor diesem Hintergrund gestaltet sich die Lehre in diesen Bereichen als große Herausforderung und gelegentlich leider auch als ziemlich frustrierend. Eine Reflexion mit Hilfe der Gender Studies könnte und sollte, argumentieren wir, professionelles Handeln in Architektur, Stadt- und Raumplanung auch heute noch – oder vielleicht: gerade heute – qualifizieren, denn gebaute Strukturen eröffnen oder verschließen Möglichkeitsräume für gesellschaftliches Zusammenleben in Städten. Feministische Perspektiven können hier auf die grundsätzliche Kontingenz räumlicher Strukturen verweisen und an den (z. T. kapitalismuskritischen) Transformations- oder Reformanspruch anknüpfen,

der früher einmal durchaus mit Architektur und Stadtplanung verbunden war und sich heute z. B. in Recht-auf-Stadt-Initiativen zeigt. In der Lehre für diejenigen, die die Stadt von morgen entwerfen und gestalten, ist Gender aber ein widerspenstiges Konzept und erscheint Feminismus häufig als eine Idee „von gestern“.

Ziel unseres Beitrages ist es, unsere Erfahrungen in der Lehre in Architektur- und Planungsstudiengängen in Form einer essayistischen Auseinandersetzung zu dokumentieren. Es geht uns um einen Beitrag, der zum einen „aus dem Nähkästchen plaudert“ und anhand von Beispielen aus der raumbezogenen Lehre deutlich macht, wie und welche Übersetzungsprobleme, Verkürzungen und Missverständnisse in Bezug auf die Integration von Gender entstehen, wenn bestimmte sozialwissenschaftliche Grundannahmen nicht geteilt werden. Zum anderen geht es uns darum, diese Erfahrungen und Beispiele so zu systematisieren, dass sie in ihrer disziplinären Bedingtheit nachvollziehbar werden. Wir haben uns dazu für eine Darstellung in vier Thesen entschieden, die wir dialogisch entwickelt haben und die wir mit unseren jeweiligen Erfahrungen exemplifizieren. In einem Fazit beschreiben wir ein Dilemma, in dem sich die Gender Studies in der raumbezogenen Lehre unseres Erachtens befinden und das sie zwischen Banalität und Überforderung verortet. Damit plädieren wir keineswegs für die Beendigung des Projekts Gender Studies in Architektur, Stadt- und Raumplanung, sondern sehen vielmehr die Notwendigkeit und damit auch die Chance, die Selbstreflexion der betreffenden Professionen noch viel selbstbewusster aus dieser Perspektive voranzutreiben.

#### **Vier Thesen – Versuch einer Strukturierung**

1. Überflüssigkeit: Gender wird von Studierenden als Thema ohne aktuelle gesellschaftliche Relevanz betrachtet

Die für die raum- und planungswissenschaftliche Geschlechterforschung grundlegende Annahme, dass die gesellschaftliche Produktion und Aneignung von Räumen entlang der Kategorie Gender strukturiert ist, wird von vielen Studierenden nicht geteilt. Vielmehr negiert die Mehrheit der Anfang bis Mitte Zwanzigjährigen, dass der ‚kleine Unterschied‘ große gesellschaftliche Unterschiede zur Folge habe. Entsprechend finden in den Lehrveranstaltungen immer wieder Diskussionen darüber statt, ob die auf Geschlechterverhältnisse und darin eingeschriebene Ungleichheiten gerichtete Aufmerksamkeit nicht unangemessen sei. Unangemessen wird dabei vor allem als unzeitgemäß verstanden, denn alles Reden über Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit erscheint als ‚Schnee von gestern‘ und gerät leicht in den Verdacht einer Verschwörungstheorie ewig gestriger ‚Emanzen‘. Schließlich, so die gängige Argumentation, hätten Männer und Frauen die gleichen Möglichkeiten ihr Leben individuell zu gestalten,

d. h. eine Ausbildung zu absolvieren, einen Beruf zu ergreifen, Karriere zu machen und/oder eine Familie zu gründen. Ebenso individuell uneingeschränkt seien auch die Möglichkeiten, Räume zu gestalten und zu nutzen. Aus einer sozialwissenschaftlich informierten Perspektive lässt dabei vor allem der Fokus auf die individuelle Ebene aufhorchen: Nicht gesellschaftliche Strukturen sind Gegenstand der Auseinandersetzung; es wird keine Gesellschaftskritik geübt. Vielmehr wird die Haltung eines liberalen (rationalen) Individualismus vertreten, wonach jede\_r als seines bzw. ihres Glückes Schmied agiert. Der Versuch, an individuellen Erfahrungen (z. B. von jungen Architekturstudentinnen auf der Baustelle) anzuknüpfen, stellt zwar eine Möglichkeit dar, die nachhaltige Wirkmächtigkeit von gesellschaftlichen Werten und Normen in Bezug auf Geschlechterdifferenzen und -ungleichheiten zu verdeutlichen. Und wer als Studentin schon einmal zu hören bekam, dass der Entwurf nichts für Frauen sei oder von der jungen Berufskollegin zu berichten weiß, die von Kund\_innen als Bürosekretärin angesprochen wurde, der oder die mag ahnen, dass Gender nicht war, sondern ist... Jedoch haben viele Studierende solcherart Erfahrungen (noch) nicht gemacht oder tun sie als bedeutungslos ab, weil nicht sein kann, was nicht sein darf; oder derartige Erfahrungen werden individualisiert und als „Restbestände“ eines Generationenproblems abgetan. Und während die gesellschaftliche Ebene noch negiert und die Thematisierung von Geschlechterungleichheiten als überflüssig abgetan wird, treten nicht selten junge Männer auf den Plan, die die Meinung vertreten, dass nach all den Jahren der Frauenorientierung und -quotierung nun aber wirklich sie mal (wieder) an der Reihe wären. Gefordert wird eine aktive Auseinandersetzung mit Männerdiskriminierung als Folge von zu viel Gender in Theorie und Praxis. Die Auswahl von Texten und Praxisbeispielen wird als einseitig empfunden, gefragt wird nach unvoreingenommenen Perspektiven auf die Männer ihrer Generationen, die sich ja gerade dadurch auszeichneten, dass sie nicht mehr das patriarchale Gegenüber verkörperten, an dem sich die Frauenbewegung der 1970er und 80er Jahre – möglicherweise zu Recht – abgearbeitet habe.

Die Lehre für die ‚Stadt von morgen‘ wird damit zu einer Auseinandersetzung mit dem ‚Schnee von gestern‘. Raum- und planungswissenschaftliche Fragen der genderorientierten Lehre werden zu Allgemeinplätzen der Auseinandersetzung um die Bedeutung und Berechtigung einer Thematisierung von Gender als Dimension gesellschaftlicher Ungleichheiten.

2. Vermischung: Geschlechterforschung, Gender Studies und Gleichstellung werden nicht unterschieden

Mit der Konstatierung der Überflüssigkeit von Genderfragen (in Raum- und Planungswissenschaften) verbindet sich häufig die Vermischung von Geschlechterforschung und

Gender Studies einerseits sowie Gleichstellung andererseits. Denn indem vor allem die individuelle Ebene fokussiert und von Frauen und Männern als unterschiedlichen und unterscheidbaren Individuen ausgegangen wird, adressieren die oben beschriebenen Diskussionen vor allem Fragen der Gleichstellung. Damit wird einerseits ein wichtiger, für das historische Verständnis der Geschlechterforschung bedeutsamer Bezugspunkt hergestellt. Andererseits vermag ein solcher Fokus das erweiterte Erkenntnispotenzial von Genderperspektiven nicht zu erfassen. Denn selbst wenn Themen und Maßnahmen der Gleichstellung wie Vereinbarkeitsfragen in Bezug auf Familie und Beruf oder die Forderung eines gleichen Lohns für gleiche Arbeit überflüssig wären, dann wäre damit noch nichts zur Dekonstruktion einer heterosexuellen Matrix, zu Geschlecht als Prozesskategorie oder zu den epistemologischen Einschreibungen von Gender gesagt, um nur einige Schlagworte zu nennen. Solcherart Problemzugänge und Erkenntnisinteressen der Gender Studies sind anspruchsvoll und voraussetzungsvoll in Bezug auf ihre sozialwissenschaftliche Fundierung. Sie erfordern nicht nur eine grundsätzliche Offenheit in der Anerkennung der Kategorie Gender als (raum)wirksame Kategorie, sondern scheinen diese als Differenzkategorie zugleich wieder in Frage zu stellen. Wenn es in der Lehre also trotz der beschriebenen Vorbehalte gelungen ist, eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Thematisierung von Gender weder als unzeitgemäß noch als (insbesondere aus männlicher Sicht) bedrohlich wahrgenommen wird, verliert man viele Studierende dann doch, wenn die eben noch als wichtig und wirkmächtig eingeführte Kategorie scheinbar wieder in Frage gestellt wird: Nun soll es also (doch nicht...) darum gehen, ob und wie sich Mädchen und Jungen Freiräume in der Stadt unterschiedlich erobern, weil damit biologisch begründete Geschlechterdifferenzen bestätigt werden. Die Frage nach ‚Angsträumen‘ wird als Reifizierung des weiblichen Opferstatus jenseits gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse disqualifiziert.

Die Lehre für die ‚Stadt von morgen‘ wird so zu einer komplexen Herausforderung für diejenigen, für die das Denken und auch die Sprache der sozialwissenschaftlichen Genderforschung nicht nahtlos an die Paradigmen der eignen Disziplin anschließt – und dies gilt für die meisten Studierenden der Raum- und Planungswissenschaften. Wer sich zur Gleichstellung bekennt, hat damit noch lange keinen Beitrag zur Geschlechterforschung geleistet.

3. Praxisorientierung: Die – disziplinär begründete – Praxis- und Umsetzungsorientierung führt zur (vorschnellen) Übersetzung in die Praxis

Viele Studierende verbinden mit ihrer Studienrichtung Architektur, Stadt- oder Raumplanung den Wunsch, zu einer positiven sozioökonomischen, sozialräumlichen oder auch

nachhaltigen Entwicklung von Städten und Regionen beizutragen und lebenswerte, alltagstaugliche Räume zu schaffen, und sie erwarten von ihrem Studium, Methoden, Werkzeuge und Leitlinien zu diesem Zweck an die Hand zu bekommen. Die Gender Studies können aber ein solch abgeschlossenes und gesichertes Wissen nicht zur Verfügung stellen, wie dies z. B. der Verkehrsplanung möglich sein mag, wo Vorgaben für die Berechnung von Radwegbreiten oder Parkplätze gemacht werden können. Die kritische Perspektive der Gender Studies lädt vielmehr ein zur Dekonstruktion von Gewissheiten, dass z. B. Kleinfamilien immer aus Vater-Mutter-Kind bestehen, und zur Reflexion, was sich daraus für die Gestaltung von Städten ableiten lässt. Dies ist sehr komplex, keineswegs eindeutig definierbar und nicht zuletzt auch in der professionellen Praxis wenig anschlussfähig.

Um Zugänge der Gender Studies für die Planungspraxis zugänglich zu machen und daraus abgeleitetes, konkret handhabbares Wissen zur Verfügung zu stellen, wurden von feministischen Architekt\_innen, Stadtforscher\_innen und Planer\_innen bereits seit den 1990er Jahren Leitfäden, Kriterienkataloge, Methodenvorschläge etc. entwickelt. Diese sollen anwendbar sein, ohne dass Stadtgestalter\_innen gezwungen wären, sich ausführlich mit den theoretischen Grundlagen der Stadt- und Geschlechterforschung auseinanderzusetzen. Auch in der Lehre erfreuen sich diese Handreichungen großer Beliebtheit, weil sie Studierenden in kurzer und knackiger Form das zu vermitteln scheinen, worauf es scheinbar ankommt. Die Kehrseite ist, dass Studierende sie für die Prüfung schlicht auswendig lernen und dann hoffen, sich mit den dahinterliegenden Theorien und Ansätzen nicht mehr beschäftigen zu müssen.

Doch auch in den Leitfäden und Handbüchern zeigen sich die oben bereits angedeuteten Dilemmata: im Mittelpunkt stehen häufig binäre Zuschreibungen über die unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten von Frauen und Männern, wodurch unzulässige Verallgemeinerungen für diese zwei Geschlechter vorgenommen – und wiederum ein Stück weit reproduziert – werden. Eher implizite Ansätze versuchen es über die Definition von Themen wie z. B. die Schaffung von Räumen zur besseren Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit oder die Vermeidung von Angsträumen, die empirisch nach wie vor insbesondere Mütter betreffen, aber eigentlich als Eltern-Problem diskutiert werden müssten. Entweder reproduzieren die Kriterienkataloge also Geschlechterrollen und -stereotype (und häufig auch die Norm heterosexuell orientierter Zweigeschlechtlichkeit), oder sie machen bei dem Versuch, genau das zu vermeiden, die Bedeutung von und den Bezug zu Gender unsichtbar. Die Kriterien werden dann als allgemeine Kriterien ‚guter Planungspraxis‘ vereinnahmt.

Letzteres wäre vielleicht an sich gar nicht schlimm, wenn nicht dadurch die Gefahr entstünde, dass neue Ausschlüsse produziert werden: Erhöhen Beleuchtung und gestutzte Hecken möglicherweise das Sicherheitsgefühl für Mütter mit Kindern, können sie Rückzugsräume für Wohnungslose oder für heimlich rauchende Jugendliche zerstören. Stadtmarketing-Strategien für akademisch gebildete Kleinfamilien mit Vater-Mutter-Kind vernachlässigen einkommensarme Alleinerziehende, Großfamilien oder Wohngemeinschaften, die sich weiterhin ihre Nischen suchen müssen. Die Frage des Umgangs mit ‚Zielgruppen‘ ist heikel und keineswegs einfach zu beantworten. Einfache Lösungen für Praxisprobleme, wie sie von vielen Studierenden eingefordert werden, kann und sollte es hier nicht geben. Dadurch werden jegliche Empfehlungen begründungsbedürftig, aber im Zweifelsfall auch ein Stück weit beliebig, weil sich gestalterisch viele Lösungen begründen lassen. Auch der übliche Rettungsanker Partizipation bleibt an dieser Stelle in der Lehre notgedrungen blass, weil er in Vorlesungen, Seminaren und selbst in städtebaulichen Entwürfen schlicht nicht umgesetzt werden kann.

#### 4. Verstärkung: Doing Gender while Studying and Planning for Gender

So kann also der Versuch, auf die Bedeutung von Gender aufmerksam zu machen, selbst zu einer Affirmation alltäglichen Geschlechterwissens führen. Geschlechterdifferenzen werden dann hingenommen und „berücksichtigt“, aber nicht kritisiert. Gerade die Vereinfachung in Form von Handbüchern und Leitfäden birgt diese Gefahr. Eine Nutzer\_innen-Orientierung bei Bau und Gestaltung kann nur mit einer Vorstellung über Nutzer\_innen-Gruppen funktionieren; die dafür in der Regel gewählten Kategorien wie Geschlecht, aber auch race oder class sind aber notwendigerweise unterkomplex, Intersektionalität ist nur schwer statistisch abzubilden, und selbst wenn dies gelänge, würde es nicht helfen, Geschlechterverhältnisse als soziale Verhältnisse in den Blick zu bekommen. Gleiches gilt für Diversity-Konzepte, die zwar von vielen Architekt\_innen und Planer\_innen als Alternative zu Gender geschätzt werden, deren soziale Konstruktion jedoch ebenso wenig thematisiert wird und die dann Zuschreibungen für bestimmte Gruppen entweder biologistisch oder kulturalistisch zu begründen versuchen.

Ein Themenfeld, für das dieses Dilemma gut nachvollzogen werden kann, ist die Freiraumplanung. Empirische Untersuchungen zeigen, dass Mädchen und Jungen unterschiedliche Spiel- und Streifräume haben und sich – ebenso wie Männer und Frauen – in Freiräumen unterschiedlich verhalten. Gendersensible Planungsansätze, die in der Lehre als best practice diskutiert werden, orientieren sich an Durchlässigkeit und Nutzungsvielfalt, aber um in der Argumentation Beliebigkeit zu vermeiden, müssen bestimmte

Zielgruppen mit bestimmten Nutzungen zusammen gedacht werden, und schon ist man wieder bei den Fußball spielenden Jungen und den auf der Bank sitzenden Mädchen und setzt sich wieder dem Vorwurf der Essentialisierung aus. Mit der schlichten Planung von Fußballfeldern und Bänken werden hingegen zwar aktuelle Bedarfe gedeckt, aber nicht notwendigerweise Machtverhältnisse erschüttert.

Studierende fragen an dieser Stelle, ob es denn überhaupt ihre Aufgabe als Planer\_innen und Architekt\_innen sein könne, gesellschaftliche Verhältnisse zu verändern, oder ob da der Anspruch nicht ohnehin viel zu hoch sei, wie sich spätestens seit der Planungseuphorie der 1960er und frühen 1970er Jahre gezeigt habe. Diese Haltung ist zwar bequem, aber dennoch durchaus auch nachvollziehbar. Zudem: Was soll letztlich das Ziel sein? Eine Gesellschaft, in der Geschlecht keine Rolle spielt, erscheint unmöglich und auch nicht unbedingt wünschenswert, weil Identitätskonstruktionen immer mit Ein- und Ausschlüssen einhergehen, die dann eben über andere Kategorien sozialer Differenzierung erfolgen würden. Siehe oben: es geht ja nicht (nur) um Gleichstellungs-, sondern vor allem um Machtfragen. Wenn aber nicht klarer gemacht werden kann, worauf es hinauslaufen soll, bleibt ein Festhalten an bekannten Kategorien und Denkweisen oft die naheliegendste Lösung.

#### ***Zwischen Banalität und Überforderung – ein vorläufiges Fazit***

Für viele Studierende bedeutet die Auseinandersetzung mit Ansätzen und Erkenntnissen aus den Gender Studies entweder eine Banalität oder aber eine Überforderung. Die Überforderung entsteht bei dem Versuch, aktuelle Studien zu geschlechterspezifischen, queeren, intersektionalen, interdependenten etc. Raumnutzungen und -aneignungen in Einklang zu bringen mit Ansätzen des Gender Planning (bzw. einer geschlechtergerechten Planung im weitesten Sinne), die in sich ebenfalls nicht einheitlich sind und sich zwischen einer frauengerechten (eher gleichstellungsorientierten) Planung oder (häufiger) einer guten Planung „für alle“ bewegen. Aus einer zwangsläufig verkürzten Wahrnehmung von Gender entsteht eine Banalität, wenn Planung „für alle“ die soziale Konstruktion von Macht und Differenz übersieht und Zweigeschlechtlichkeit – und nebenher häufig auch ein kulturalistisches Verständnis von Vielfalt – reproduziert. Solche Widersprüche stellen selbst für interessierte und wohlmeinende Studierende eine Irritation dar.

Auch die Diversity-Debatte bietet bisher keine Lösung. Zwar wird die Bedeutung anderer gesellschaftlicher Strukturkategorien eher eingesehen und als relevant erachtet (z.B. in Bezug auf Alter oder die Herkunft) als Gender, aber die Bestimmung dieser Kategorien erfolgt häufig (wiede-

rum) entlang von Essentialisierungen, die es ja gerade aufzubereiten gilt („die Türken“, „die Alten“). Diversity wird – gerade in Kombination mit dem Management-Begriff – als Instrument der Nutzungsoptimierung gesehen; feministische Anliegen der Macht- und Herrschaftskritik gehen dabei zwangsläufig verloren.

Gender stellt also in der Lehre ein widerspenstiges, herausforderndes Konzept dar. Gibt es einen Ausweg? Einerseits kommen wir in den Disziplinen, die mit der Gestaltung von Stadt befasst sind, offenbar um einen gewissen „strategischen Essentialismus“ (Gayatri Spivak) nicht herum; andererseits verkürzt dieser den Stand der Geschlechterforschung, zementiert aktuelle Verhältnisse und trägt auch zu Banalisierung und Essentialisierung bei. Da hilft auch der Verweis, es handele sich um ein „Generationenproblem“,

wenig weiter, denn wenn die kritischen Ansätze in der Lehre isoliert bleiben, wirken sie wenig nachhaltig und werden zukünftig nicht intensiver oder tiefschürfender diskutiert als heute. Es bräuchte also im Prinzip eine größere Offenheit der Profession und ihres Selbstverständnisses, die aber schon aus institutionellen und rechtlichen Gründen nicht leicht ist. Auch in der Lehre müsste eine stärkere Auseinandersetzung mit disziplinären Paradigmen stattfinden, so dass die eingelagerten Geschlechterordnungen überhaupt erkennbar und thematisierbar werden. Gender Studies könnten zumindest potenziell Anregungen für die Selbstreflexion der Disziplinen geben und auf die ganz grundsätzliche Kontingenz von Raumgestaltung aufmerksam machen. Das bleibt jedenfalls Hoffnung und Antrieb.